



## Die ungarische Volkstracht.

Jahrhunderte lang hat es einen einzigen Weg gegeben, auf dem das ungarische Volk mit Westeuropa in Berührung treten konnte, aber dieser Weg — der der Kriegszüge und nicht der Weg des friedlichen Handelsverkehrs — war nicht geeignet, es mit den Erzeugnissen der europäischen Industrie bekannt oder gar sie ihm werth zu machen. Auf den eigenen Verstand und Geschmack, auf die eigene Kraft angewiesen, bezog es den Stoff zu den charakteristischsten Stücken seiner Kleidung von den Spinnrocken und Webstühlen seiner Frauen; die Form des Kleides, welche durch die weiten Falten unterhalb der Taille auf orientalische Überlieferung schließen läßt, wurde durch weibliche Kunstfertigkeit nach persönlichem Geschmack oder localer Gewohnheit vorgezeichnet. Die Leinwand war so ungefähr gut für Alles. Es wurden allerdings starke Ansprüche an sie gestellt. Die Extreme unseres Klimas sind ja bekannt. Der heiße Sommer und mit ihm die Hauptbeschäftigung unseres Volkes, der Ackerbau, aber auch, besonders in älterer Zeit, das Hirtenleben und





das von Weidem unzertrennliche Reiten erforderten luftig-kühles, weißes, weitfaltiges, leichtes Gewand. Das war so recht, was die Leinwand bieten konnte. Andererseits verlangte der Schauplatz seiner Beschäftigung: Wald, Feld, Strom, daß die freie Bewegung der Beine durch kein Gewand behindert, das Kleid also nach unten möglichst kurz sei. Diese Kürze hat dann aber auch noch eine andere Bedeutung. Das Bein ist das repräsentative Ende des ganzen Körpers; gesunde Beine verrathen einen gesunden Körper, darum hält man es nicht für nöthig, sie zu verdecken. Daraus erklärt sich, daß die ungarische Volkstracht der Farbe nach zum Weißen neigt, dem Schnitt nach das Reichfaltige liebt, welches die Gestalt verhüllt und doch auch hebt, in der Ausschmückung aber der Kunst der Hausindustrie den Vorzug gibt (Stickerei, Stepperei, Fadenziehen, Spitzenarbeit, Flach- und Hohlkäume, Gefältel, Franzen- und Krausenwerk u. s. w.).

Weiß, reichfaltig und kurz, mit diesen drei Worten ist die ungarische Volks- oder Bauerntracht zu kennzeichnen. Das Wort „Bauer“ erscheint dem Magyaren als nichts Erniedrigendes, wenn er selbst es auf sich anwendet, ja er nennt sich und seine Tracht sogar mit einem gewissen Selbstgefühl „bäuerisch“. Nur auf die Sitten angewendet, bedeutet ihm das Wort Rohheit, bei der Kleidung aber ist es gleichbedeutend mit Schmucklosigkeit. So verwendet es auch Arany, wenn er die Rüstung Toldis schildert:

Seinem Dolmány ließ nichts „Bäuerisches“ der Schneider.

Das bisher Gesagte bezieht sich auf die ganz allgemein getragenen Kleidungsstücke. Die von besonderer Art — Winter- und Oberkleider — gingen selbstverständlich über die Hausindustrie hinaus und stehen auch mit den eben erwähnten Grundsätzen nicht im Einklang. Aber auch diese wurden aus Stoffen gefertigt, deren Bearbeitung, wenn auch nicht im Hause, doch gleichsam unter unseren Augen vor sich geht, und die Handwerker, welche sich mit ihnen beschäftigen, sind in den von Magyaren bewohnten Gegenden sämtlich Magyaren (Schuster, Tuchwaller, Lederschneider), ja sie setzen sogar dem Namen ihres Handwerks eigens das Unterscheidungswort „magyarisch“ vor. (Magyarischer Schneider, magyarischer Schuster, magyarischer Kürschner.)

Wo aber sind die festgestellten drei kennzeichnenden Eigenschaften heute noch beisammen zu finden? Nirgends, mit Ausnahme vielleicht etlicher entlegenster Winkel des ungarischen Bodens. Gerade der Kern des Magyarenthums, die eingeborne Bevölkerung der großen Alföld-Städte, hat sich geändert und auch ihre Kleidung in Farbe und Stoff den westlichen Mustern anbequemt, indem sie das Dunkle dem Hellen, Tuch und Seide der Kürschner- und Leinenwaare, das Anschließende dem Pluddrigen, das Tailienkleid dem Ärmelhemde (ingváll) vorzog. Da und dort verstreut findet sich jedoch noch immer die ursprüngliche kurze und weite Kleidung; das Weiße in seiner vollen Reinheit herrscht nur noch an einem einzigen Punkte, während es anderwärts bloß als „ingváll“ noch vorhanden









Volkstracht aus dem Örményág im Baranyaer Comitat.



ist. Wo jedoch auch dieses nicht mehr getragen wird, da kann man wohl noch von einem ungarischen Schnitt, aber nicht mehr von einer ungarischen Volkstracht sprechen.

Die charakteristischen Hauptstücke der ungarischen Volkstracht sind bei den Frauen:

Das „Ärmelhemd“ (ingváll). Es besteht aus feiner weißer Leinwand oder Batistleinwand, welche mitunter auch gelblich getont oder zart gebläut, stellenweise (z. B. gegen Körmend hin) karmoisinroth oder hellblau ist. Am Halse ist es mittelst eines Bandes dicht und gleichmäßig gefältelt, so daß die Falten, nach Verhältniß immer breiter, über Brust und Taille herablaufen; bald ist ein Spizenträger vorhanden, bald nicht, und den Hals schmücken zehn bis zwölf Reihen Korallen, Stahlsperlen oder bei den Jüngeren ein silbernes Kettlein. Der Ärmel ist weit und endet hier und da mit einem gestickten Streifen, gewöhnlich aber mit einer Spitze, welche über dem Ellbogen oder am Handgelenk mit einer Bandschleife gebunden wird.

Auf das Ärmelhemd kommt ein mit Bändern ausgenähtes, manchmal mit Perlen oder Gold- und Silberspitzen bedecktes, auch mit ebensolchen Fäden gesticktes, mittelst silberner Schnallen geschlossenes, tief ausgechnittenes anliegendes Leibchen (pruszlik, pruszka); den Hals umschließt ein leichtes Seidentüchlein, das, über die Brust herübergenommen, mit einer gebundenen Masche an dem Leibchen befestigt wird. An manchen Orten jedoch liegt ein Tuch über dem anderen, zu dreien und vieren.

Das Ärmelhemd ist über den Hüften mittelst eines Kittelgürtels um die Taille befestigt, von wo der kurze Rock (viganó, rokolya) in weiten Falten niedergeht, der Stoff je nach Geschmack und Wohlhabenheit der Gegend einfarbige kirschrothe, himmelblaue, meergüne Seide, Atlas oder Sammt, wie in Szzygien, oder buntgeblumter Kattun und härener Stoff, wie im Mátjuslande (Neutraer Comitát). Die Falten sind mit kunstreicher Hand so angeordnet, daß die Blumen auf einander fallen. Das Festtagskleid unterscheidet sich überall in Farbe und Schnitt vom wochentäglichen. Im Eisenburger Comitát sind an Festtagen weiße, sonst großgeblumte bunte Stoffe, im Mátjuslande am Festtage farbige Seide, am Wochentage selbstgewebtes Linnen gebräuchlich.

Die Schürze ist ein unvermeidlicher Bestandtheil der weiblichen Tracht. Ihre Farbe ist geschmackvoll der des Rockes angepaßt, im Hajducken-District ist sie „tausendfaltig“, in der Gegend von Makó weitfaltig und schwarz, nur selten verschiedenfarbig oder geblumt, während die weiße vollends für unschicklich gilt; im Mátjuslande dagegen ist bei dem Festanzug auch die spizengefümte, weite weiße Schürze unerläßlich. In den Comitaten Eisenburg und Baranya gehört zum weißen Rock die einfach gefärbte, zum bunten die schwarz- oder blaueidene Schürze.

Fußbekleidung. Es ist gewiß nicht die Nothwendigkeit, vielmehr eine gewisse Eitelkeit oder irgend eine alte Überlieferung, welche es mit sich bringt, daß die junge



Frau, wenn sie sich sehen lassen will, barfuß geht und daß — sozusagen — ein negativer Bestandtheil ihrer häuslichen Kleidung ein rein gehaltener, gesund gebauter Fuß ist. Auf alle Fälle gibt es ganze große Bezirke, deren weibliche Jugend sich noch jetzt in diesem Vorzug gefällt, und ihre angeblich ehemals im Schwange gewesene Sitte, die rothen Stiefel auf der Kirchenschwelle beim Hineingehen an-, beim Herauskommen aber wieder auszuziehen, deutet nicht auf Armut oder Geiz, sondern darauf, daß man die bloßen Füße nicht nur nicht für unschicklich, sondern für an sich gefällig, ja für gesellschaftlich vorgeschrieben hielt. Darauf deutet auch der Umstand, daß man, besonders beim Mädchenvolk, die bloßen Füße nicht nur auf maigrünem Rasen, sondern selbst auf krachendem Eise sieht. „Frisches Mädel, schönes Mädel“, heißt es. Dermalen ist der rothe Stiefel schon im Aussterben begriffen und an seine Stelle ist der theure Leder-, Atlas- oder Sammtschuh, das Schnür-, Zug- und künstlich gesteppte Nähmaschinen-Stiefelchen, in der Graner Gegend sogar der hochrothe oder gold- und silbergestickte Pantoffel nebst Strumpf getreten.

Hand und Unterarm sind bei der Arbeit und überhaupt am Werkstage stets unbedeckt, an Feiertagen und in der Kirche aber desto sorgfältiger bekleidet. In den Städten sind, bei Ärmelkleidern mit langer Taille, Handschuhe allgemein. In den Dörfern ersetzt den Handschuh ein farbiges oder weißes Tuch, welches sorglich und nett über beide unbeweglich darunter ruhende Arme gebreitet ist. In größeren Städten ist bei älteren Personen der wohlhabenderen Classe der Muff allgemein; wie aber derselbe im Mátjuslande zu einem im Sommer und Winter unerläßlichen Bestandtheile der weiblichen Volkstracht geworden, das wäre wohl schwer ausfindig zu machen.

Das Haar wird bei den Mädchen in der Mitte gescheitelt, rückwärts an der Wurzel in einen Knoten gebunden und fällt in einer oder zwei Flechten, mit breiter Bandschleife geschmückt, zur Taille nieder; in Städten und größeren Ortschaften wird es in zwei Partien geflochten, ja in der Umgebung der Hauptstadt sogar als Zopf aufgebunden. In weitem Umkreise krönt die Stirne ein perlengestickter Jungfernkranz (párta) und läßt farbige Bänder über Schläfe und Stirne herabfallen. Ohrgehänge trägt das ungarische Mädchen aus dem Volke nur selten. Mit Ringen sind die Finger der städtischen Frauen bedeckt; auch in den Dörfern dürfen sie getragen werden, aber nicht aus Gold; silberne Ringe werden geradezu verachtet und den Dienstmägden überlassen.

Die Hauben der Frauen sind in den verschiedenen Gegenden sehr verschieden. Es gibt hochgethürmte Spizenhauben und altungarische Krausenhauben; steife Hauben mit Goldspitzen; eine halbe Hand breite Bandschleifen mit geringer Perlenverzierung; schwarze kegelförmige steife Hauben; neß-, schleier-, weinblatt-, wecken-, nußschalen-, bregelförmige steife Hauben, welche letztere mittelst des durch ihren Rand gezogenen Bandes das rückwärts zum Knoten gerollte Haar zusammenhalten. Bei Nagy-Sarló findet sich ein





*Baschewitz*

Junge Frau aus Jazygien.



hoher, mühenartiger „Hauptschmuck“, der mit rothem Stoff und Goldspitzen überzogen ist; in Szegyen der sogenannte „pánt“ aus Gold- und Silberspitzen, von der jungen Frau nur bis zur Geburt ihres ersten Kindes getragen, dann aber für ihre jüngere Schwester oder Base aufgehoben, während sie im Tausch dafür ein kostbar gebundenes Gebetbuch erhält. Wer aber all den Fuß unseres „weißen Volkes“ (das heißt weiblichen Geschlechtes) aufzählen wollte, der müßte alle Geheimnisse einer ganzen breiten, tiefen, blaubemalten Brauttruhe kennen, die das gesammte Erbtheil des heiratsfähigen Mädchens in sich schließt.

Über alle diese Gattungen von Hauptschmuck wird ein weißer durchsichtiger, mit Gold durchbrochener Schleier („Deckel“, „Wehdeckel“) gebreitet, bei älteren Personen ein Batisttuch oder farbiges Tuch. Der Schleier, dessen zartes Gewebe die Verzierungen durchschimmern läßt, fließt beiderseits an der Taille nieder, der er sich mittelst eines farbigen Gürtels locker anschmiegt; unterhalb des Gürtels gehen die beiden Enden des Schleiers in goldene Franzen oder Spitzen aus, welche im Mátjuslande „fidél“ (Födél: Dach, Kopfbedeckung) heißen. Ältere Frauen bedecken sich das Haupt mit einem großen braunen Tuche, das auch „Kühltuch“, „Rückwärtswerfer“, „Schattenhalter“ genannt wird.

Auch die Tracht der Männer in Ungarn ist weiß, weitfaltig und kurz. Auch unter ihren Bestandtheilen ist das Hemd einer der charakteristischsten. In Verzierung und Faltenwerk ist es dem weiblichen Ärmelhemd analog, meist aus feiner weißer Leinwand oder Leinenbatist gefertigt, zuweilen leicht gebläut, an Kragen, Brust und Handbesatz weiß oder farbig gestickt, nur selten „bäuerisch“ gelassen. Seine Ärmel haben entweder einen Handbesatz oder sind „flatternd“, das heißt offen. Der Handbesatz wird am Handgelenk mit einem Knopf oder Band geschlossen und zeigt keine besonderen Varianten, allenfalls erscheint er mit einer gekräuselten Spitze oder verschiedenartigen Stickereien benäht. Unter letzteren ist die Familienstickerei der Palóczen interessant, die sogenannte „Schlange“, welche besonders für den Handbesatz gestickt wird. Jede einzelne Familie besitzt ihr eigenes Muster, das sie niemals ändert, mit dem sie ihr Eigenthum vor Verwechslung schützt und das die Familien untereinander nicht weniger gut kennen als die großen Familien ihre Wappen. Sie sind auch stolz darauf und oft genug hört man auf eine Prahlerei die beißende Entgegnung: „Ja, jetzt spricht die blaue Würfelschlange“. Der „flatternde“ Ärmel, der mittelst feiner dichter Nadeln an den ziemlich tief unter die Schulter herabreichenden Schulterfleck genäht ist, hat drei Abarten: den „einfachen Kalbsmaul-Ärmel“ (bornyúsajás) von mittlerer Weite, am Ende einfach gefäumt und bis ans Handgelenk reichend, daher auch von bejahrteren ehrbaren Leuten getragen; dann den „kurzen Ärmel“ von voller Weite und ganz rundgeschnitten, so daß er, auf den Tisch gebreitet, einen Kreis bildet und dabei noch nicht einmal ganz glatt aufliegt, — er wird von Hirten getragen und ihr herabhängender Arm mit dem



Ärmelkranze gleicht einer Fuchsjenblüte; endlich den „langen Ärmel“, ebenso weit wie der zuletzt erwähnte, aber bis ans Knie, ja noch weiter herabreichend. In den weiten Falten des letzteren verbirgt sich leicht der für alle Fälle bereit gehaltene Knüttel oder kurzgestielte Beilstock (csákány), der nur hervorblickt, wenn die Hand sich plötzlich hebt und der flatternde Ärmel dabei bis auf die Schulter zurückfliegt. Oft will der Bursche durch eine solche Bewegung gar nicht eigentlich den Beilstock zeigen, sondern mehr die Weite seines Hemdärmels, dessen oberer Rand sich auf der Schulter zusammenknittert, während der untere noch immer ans Knie schlägt. Dies sind die Brunkhemden. Bei der Arbeit zeigt



Die Brautruhe.

sich der Magyare darin gemäßigter. Oben im Heveser und unten im Somogher Comitát konnte man auch Hemden ohne Kragen und fast ohne Leib sehen; sie bestanden nur aus zwei kurzen Ärmeln und dem Schulterfleck und dem Bindband, mit dem sie am Halse geschlossen wurden, so daß die Sonne den ganzen Stamm des Körpers kupferig bräunte.

Über das Hemd legt sich die anliegende kurze, ärmellose Weste (Leibchen, auch „kis-mándli“, Mäntelchen genannt), deren Schnitt ganz deutlich verkündet, in welchem Dorfe ihr Träger zu Hause ist, je nachdem sie vorne mit einer, zwei oder vier Reihen kleiner Metallknöpfe oder zuweilen auch mit einer Knopfreihe um den Hals geschmückt ist. Sie gewinnt an Werth und Schönheit, wenn sie vorne mit einem schmalen rothtuchenen Zickzacksaum und krauser Verschnürung prangt, oder wenn ihr Rückentheil mit dem eingestickten Namen des Eigenthümers, wohl auch mit tulpenartigem Blumenmuster längs



der Mittel- oder Seitennähte geschmückt ist. Auf der Weste liegt ein flott über die Schulter geworfener pelzverbrämter und verschürter Dolmány, meist aus schwarzem oder dunkelblauem Tuch, und so viele Taschen sich an Dolmány und Weste finden, so viele farbige oder zierlich ausgenähte weiße Tücher lassen ihre Ecken herausgucken, — leichte Beute oder werthe Liebesgabe, in beiden Fällen Siegeszeichen aus lieber Hand. Den umgeschlagenen Hemdfragen hält ein leichtes Schleier- oder Seidentuch zusammen. Auch trägt, und trug man besonders vor Alters, hier und da acht bis zehn Ellen lange Halsbinden, welche nach längerer Benützung schwarzen Stricken gleichen. Es gab indessen auch eine Männertracht ohne jede Halsbinde, besonders bei den Tazygern, was sogar durch ein humanisches Sprichwort verewigt wird. („Das soll der Tazyger einmal versuchen . . . ohne Halstuch!“)

Den unteren Theil des Hemdes gürtet eine faltige („tausendfaltige“) Leinen-Gatya fest an die Taille und fällt dann in weiten Falten bis ans Knie oder etwas unter das Knie hinab, wo es mit Spitzen, Fransen oder einem einfachen Saume abschließt. Dieses Kleidungsstück geht zuweilen mit seinen Hosenbeinen von der Weite eines Weiberrockes und seinem an das Albanesische erinnernden Faltenwurf über jedes Maß hinaus. Sigt der junge Bursche zu Pferde, so bedeckt seine weitschichtige Gatya, einem runden Mantel mit zwei Flügeln gleich, sein Pferd und flattert im Winde mit den Hemdärmeln um die Wette. Um die Leibesmitte sieht man zuweilen einen schmalen Gürtel aus Glanzleder oder ein farbiges Seidentuch oder die kurzgestielte Peitsche geschlungen. In diesem Gürtel oder in dem tausendfach gerafften Faltenwulst der „Gatya“ steckt, mit seidenen Blumen ausgenäht, der große, tellerrunde Tabaksbeutel, an dessen zahlreichen Riemenfransen der Stahl, das Beutelschen (szenes) mit Stein und Schwamm, das kupferne Schöpfelchen, die Glutzange und anderweitige volksthümliche Joujoux und Bijoux klingen, wie dies unsere Zeichnung eines Csikósburschen aus dem Alföld erkennen läßt.

Wie sehr dieses Kleidungsstück den nationalen Stempel trägt, dafür spricht die Mode von 1861, als sogar die vornehme Jugend es zu tragen begann, allerdings auch bald wieder ablegte und, sammt dem langen, dünnen Knotenstock, dem Volke zurückgab, wie es ihm ja auch nach mehrjährigem allgemeinen und demonstrativen Gebrauche die reich mit Schlangenverschnürung besetzte, mit einem Riemen um die Taille befestigte, in die Stiefelschäfte hineingezogene kuruzenmäßige enge ungarische Hose wieder überlassen hat, die an Stoff und Farbe dem Dolmány entspricht. Dieses von den oberen Classen ererbte Kleidungsstück ist in weitester Ausbreitung ein Bestandtheil der ungarischen Galatracht für Städter und besonders auch bei den Deutschen in der Umgebung der Städte so beliebt geworden, daß sie im Tragen desselben mit den Magyaren wetteifern.

Um die bei der Frauentracht angenommene Reihenfolge innezuhalten, müssen wir unter den Stücken der männlichen Volkstracht auch die Schürze erwähnen. Wenn auch





Csitós aus dem Alföld.



nicht, um mit ihr zu prunken, aber doch, um die Kleider zu schonen, ist bei der Arbeit über weite Landstriche hin die weiße und zuweilen die blaue Schürze unvermeidlich.

Die Fußbekleidung. In der großen Sommerarbeit, besonders auf dem Felde, kann man den Magyaren auch barfuß sehen, an öffentlichen Orten aber ist das eine Seltenheit, und wie unser Volk in dieser Hinsicht über das Schickliche denkt, darauf wirft eine kleine Anekdote ein interessantes Licht. Der Kirchendiener tritt halbbekleidet und barfuß, so wie er von der Tenne gekommen, bei dem Geistlichen ein und findet da zwei Vorsteher aus der Provinz. „Na, Ihr da“, fährt ihn der eine Vorsteher an, „pflegt Ihr immer barfuß an einem so heiligen Orte zu erscheinen?“ — „Wißt Ihr denn nicht“, entgegnet der Barfüßer, „daß der Herr auch dem Moses befohlen hat: löse deine Schuhe und tritt so herbei, denn heilig ist die Stelle, auf der du stehst?“ Trotzdem ist das Barfußgehen überall nur Ausnahme. Der Geschmack unseres Volkes fordert, daß der Mann, ganz im Gegensatz zur Frau, seine Füße bedecke. Vor Alters wurde zu diesem Zweck neben dem Stiefel auch der Bundschuh (bocskor) benützt, der, wenn das Auge sich an ihn gewöhnt hatte, mit seinen geschickt um die Beine gewundenen Riemen nicht einmal übel ausfiel. Den Bundschuh hat der Norduanstiefel verdrängt, der durch spitzen Schnabel, knarrende Sohle und Hufeisen an den Hacken verschönert wurde. Auf diese Hufeisen hielt der Burtsche besondere Stücke, wie er denn auch im Liede klagt, daß er für seine Stiefel keine Hufeisen mit Rosen findet; das Beschlagen

„konnten nicht neun Schmiede mir besorgen, weil  
Sie mit Rosen keine Eisen hatten feil.“

Heutzutage sind auch die Hufeisen mit Rosen abgekommen und an ihrer Stelle hört man das Gefnarr von gemäledernen „Rahmen“-Stiefeln mit gefältelem Schaft, hohen Hacken und Sporen. Der herzförmig eingeschnittene Rand des Schaftes ist mit einem eingebogenen schmalen Ledersaum oder bei Eleganteren mit einer schwarzen Schnur eingefast, deren vorne zusammenlaufende Enden unter einer Rosette aus gleichem Stoffe wie der Saum verborgen sind. Statt dieser Rosette sieht man zuweilen, mit Seide ausgenäht, das Landeswappen, eine Blume oder das Monogramm des Besitzers.

Als Kopfbedeckung dient heutigentags allgemein ein runder Filz- oder Tuchhut, mit einer Reiher- oder Straußenfeder oder einem Blumenstrauß geschmückt. Die breitkrämpigen Kopácsér Hüte, sowie die der Somogy eigenen „Käsedeckel“ oder „Filzhüte“ (vargánya) sind nicht einmal mehr in ihrer eigenen Heimat gebräuchlich, die „Türer Mütze“ dagegen hält sich noch. Im Winter kommt die schwarze Lammfell- oder Astrachanmütze an die Reihe. Übrigens sind da und dort schon gar mancherlei Kopfbedeckungen versucht worden, nur mit einer hat der Magyare sich nie und nimmer zu befreunden gewußt, nämlich mit der Schirmkappe. Selbst dem Cylinderhut würde er sich vielleicht



eher bequemen. Blumen und „Waisenmädchenhaar“ (árvalányhaj) werden von den Jüngeren häufig am Hute getragen, aber nur im Sommer. Im Winter ist es das Privilegium der Brautführer, gleich dem Bräutigam „Ladenblumen“ (Kunstblumen) zu tragen, aber nur von der ersten Aufbietung an bis nach der Hochzeit. Am Sonntag im Sommer hat nur derjenige keinen Blumenstrauß am Hute, der noch kein Liebchen oder keines mehr besitzt.

In der Haartracht geht von Zeit zu Zeit eine Veränderung vor sich. In den Dreißiger-Jahren ließ man sich an vielen Orten das in der Mitte gescheitelte und an den Schläfen nach hinten gekämmte Haar noch lang wachsen und flocht die Schläfelocken in Knoten ein; anderwärts trug man es zur Seite gestrichen, vorne länger als hinten; noch anderwärts reichte das Stirnhaar glatt bis auf die Augenbrauen herab; in den Vierziger- bis Fünfziger-Jahren ist die kreisrunde Haartracht fast allgemein geworden. Auch der Zopf war nicht unbekannt; bei altgedienten Soldaten ist er noch jetzt zu finden. Aber auch unter den Haartrachten gibt es eine, die der Magyare nie recht hat leiden mögen, nämlich das vorne militärisch kurz geschorene Haar. Ein Bauernbursche, der sich so scheeren läßt, gilt dem Deserteur gleich, der seinerseits wieder mit dem „armen Burschen“ identisch ist. „Im Walde drücken sich Geschorene umher“, pflegt der Ungar geheimnißvoll zu sagen, der das Böse aus Schicklichkeitsgefühl nicht bei seinem Namen zu nennen liebt. Die jüngeren Leute pflegen im Allgemeinen ihr Haar mit vieler Sorgfalt, während die älteren es demonstrativ vernachlässigen. Doch wozu noch weitläufig beschreiben, was Johann Krany in einem seiner Gedichte folgendermaßen schildert:

Bis auf den Nacken reicht ihr glattes Rundhaar. —  
 Mit Sammt gerändert hält ein Roßkammhut  
 Zusamm' der Haare sammetweiche Flut,  
 Und höher scheint ihr Wuchs, als sonst die Regel,  
 Durch dieser Kopfbedeckung hohen Regel.  
 Ein schwarzes Leibchen um die Brust sich bläht,  
 Mit dünnen Schnüren wunderfraus benäht;  
 Gestickten Hemdes ungelegter Kragen  
 Hebt weiß wie Schnee den Hals, gar schmuck zu tragen.  
 Bis unter's Knie der weite Ärmel wallt  
 Unflatternd, hebt der Wind ihn, die Gestalt;  
 Und fein genadelt sind die Schulterfalten,  
 Der Leib entblößt nicht, wie bei unsern Alten;  
 Im Timmenwurf dann, wie von Künstlerhand,  
 Fließt bis zur Wadenmitte das Gewand, —  
 Die halbe Woche dient's, — daran geschafft  
 Mühmchens und Schwesterleins vereinte Kraft.



Der Suba-Pelz (die „suba“) ist das Meisterwerk des ungarischen Kürschnerhandwerks. Er ist ein Kleidungsstück, das aus sechs bis zwölf ungarischen (langzottigen) Schaf- oder Lammfellen besteht. Während andere Kleidungsstücke an Farbe, Länge und Weite je nach dem Alter des Trägers sich ändern, ist die Suba hierin, wie in jeder anderen Hinsicht, ein Ausdruck der Beständigkeit, denn beim jungen Burschen wie beim alten Manne muß sie gleich lang, weit und weiß sein, wenn sie schön sein soll. Die Suba ist nur schön, wenn sie bis auf die Knöchel reicht, wenn sie rund ist, das heißt auf den Boden gebreitet einen Halbkreis bildet (auch im Volkslied heißt es: „Rund ist meiner Suba Rand, theuer drum“) und außen und innen weiß ist. Das äußere Weiß ist insofern unterbrochen, als sie an den Schultern, um die Leibesmitte und am Borderrand mit seidenen Blumen ausgenäht und mit Darstellungen in farbigem Leder geschmückt ist (belederte Suba); Motive, wie sie Arany verwendet, um Attilas Zelt zu schmücken:

Blutroth war das Grün dran, goldgelb jede Blüte,  
 Ahtwerk sich zum Drachen flocht, der Feuer sprühte,  
 Grüne Vögel saßen im Gezweige schweigend . . .“

Ärmel hat die Suba nicht. Ihr Kragen ist ein aufrechtstehender, handbreiter schwarzer Pelzbesatz und aus schwarzem Pelz besteht ihr Schulterkragen, der die besondere Bezeichnung „Suba-Kragen“ führt und zu dem ein ganzes Lammfell sammt Schwanz und Klauen ohne alle Schnitzerei verwendet wird. Das sind aber auch alle Rechte, welche die Suba der schwarzen Farbe einräumt, an anderen Stellen darf diese nicht vorkommen. An vielen Orten wird ein Mensch nicht einmal als Knecht aufgenommen, der in seiner Suba eine „Käze“ (schwarze Zotteln) hat, denn ein solcher Mensch — heißt es — „hat viel bunte Käzen“, was besagen will, daß er falsch, verschnitzt, unverläßlich ist. Eine schöne Suba ist ein Kapitalstück und es steckt auch ein Stück Kapital in ihr; sie kostet 25 bis 40 Gulden, aber es gibt auch welche zu 100 bis 150 Gulden, — ein kleines Vermögen; freilich gibt eine solche dem Kürschner zwei bis drei Monate zu thun. In gefälligen Falten fließt sie von der Schulter nieder und erinnert, getragen oder hingebreitet, an die Hermelinmäntel, welche man in fürstlichen Wappen sieht. Die Suba ist des Magyaren beständige getreue Gefährtin und folgt an Rang und Würden gleich nach seinem Wohnhause. Im Winter hält sie ihn warm, im Sommer (umgestülpt) kühl; ihre Wärme läßt sich mäßigen wie die eines guten Ofens. Am Wochentag ist sie Nutzkleid, am Sonntag Putzkleid; dem Greise verleiht sie Würde, dem Jüngling Bierde; unterwegs ist sie der Sitz, daheim das Lager, Nachts Kissen und Decke, Tags Ruhebett; auf dem Felde ist sie sogar der Tisch, wenn der Schafhirt sich sein kaltes Pörkölt-Fleisch auf der hingebreiteten Suba servirt, und Windfang, wenn er sie beim Kochen an seinen Stock lehnt, um den Wind abzuhalten. Sie bedeckt nicht, wie die übrigen Kleidungsstücke, nur einzelne Theile des Körpers,



sondern mit Ausnahme des Kopfes den ganzen Menschen; sogar für das Köpflein bleibt noch reichlich von ihr übrig, denn sie bedeckt beim Reiten dessen ganzes Hintertheil. Wenn sich einer die Suba um den Hals hängt, scheint er zu sagen: meine Suba ist meine Burg. Ja wohl, seine Burg, welche Frieden bedeutet, wenn sie vorne offen ist. Die vorne offene Suba bedeutet gute Laune, Freundschaft, Verbrüderung, Großmuth, Selbstaufopferung, Hingebung bis aufs letzte Hemd, alles Mögliche. Ist sie jedoch kräftig zusammengenommen, z. B. beim Handeln auf dem Jahrmarkt, in der städtischen Rathsverammlung, bei der Abgeordnetenwahl, dann bedeutet das: „mich wirst du nicht herauskriegen aus meiner . . . Suba“. Denn die zusammengefaßte Suba bedeutet eine gefaßte Überzeugung. Eine solche Suba ist eine Festung, deren geschlossenes Thor sich keinem Schmeichelwort und keinem Ansturm öffnet. Alles mag sich ändern in der Welt und in Ungarn, nur die Suba nicht. Die Industrie mag die eigenartigsten Kleidungsstücke umgestalten, der Geschmack mag dieselben verpöhlen, die Armuth sie zerfetzen, der Feind sie an sich reißen: die Suba ist vor alledem gesichert. Die Suba bleibt, so lange ein Magyare auf Erden lebt.

Wie Alles, was in seiner Art die Vollkommenheit erreicht hat, zeigt die Suba keinerlei Abarten, mit Ausnahme etwa des im Aussterben begriffenen „Röhren-Pelzes“ (csöves bunda) im Hajduken-District und der Schafhirten-Suba (juhász suba), welche sich der Schafhirt aus hausgegerbtem Fell verfertigt und umgestülpt oder, zur Schonung, mit dem unteren Rande nach oben gefehrt trägt. Ihr letztes Änderungsstadium ist es, wenn sie im höchsten Alter den Ehrennamen „Suba“ verliert und mit dem Namen „gúnya“ (Gewand) bezeichnet wird, um schließlich auch diesen Namen einzubüßen und nur noch als „vaczok“ (etwa Nest, Lager) zu gelten. Allenfalls macht die Suba noch die Concession, sich mancherorten in den Theißcomitaten und jenseits der Donau „bunda“ nennen zu lassen; in letzterer Gegend ist bei den Männer-Bundas, sowie überhaupt im ganzen Lande bei den kurzen Frauen-Subas außen die dunkelgelbe Farbe und der runde schwarze Kragen, innen ein schwarzes Pelzfutter nicht nur zulässig, sondern auch streng gefordert. Der Vorrang in der Reihenfolge gebührt jedenfalls der Suba, nicht nur kraft ihrer allgemeinen Verbreitung, sondern auch weil, während die Bunda kaum in etlichen Sprichwörtern vorkommt, die Suba auf Flügeln des Liedes durch das ganze Land geht, wie denn auch in Petöfis reizender Romanze „der Bursch die Maid in seine Suba hüllt“.

Die schönsten Subas werden in Kecskemét und Félegyháza verfertigt, auch werden sie in der Gegend dieser beiden Städte mit dem größten Luxus getragen und finden sich zu zweien und dreien fast in jedem Hause. Der Hauptort für die „gelben Bundas“ und „Frauen-Subas“ ist dagegen Zászlóvár, wo sie mit schwarzer Seide gar prächtig ausgehätet werden. Man hat schon oft die Frage aufgeworfen, in welchem Zustand die Suba wärmer sei: auswärts oder einwärts gestülpt? Die Antwort darauf lautet: „auswärts



gestülpt, denn so trägt sie auch das Schaf“. Es ist nicht zu wundern, daß auch dem Fremden die Suba nicht wenig auffällt. Neulich erklärte sich ein gelehrter Franzose höchlichst überrascht, als er in der großen Kirche zu Debreczin die Gefänge Goudimels von ein paar hundert Greisen singen hörte, welche in „Thierfelle“ gekleidet waren. Möglich übrigens, daß diese Thierfelle nicht einmal die wirkliche Suba waren, sondern die „Guba“ der oberen Theißgegend. Diese ist ein Überwurf aus der Zackelwolle gewebt, manchmal weiß oder grau, am häufigsten aber schwarz, und erinnert Dank ihrer Verzierung mit blutrothem Tuch eher an die Hummen, wie sie mit teuflischem „Huj-Huj“-Geschrei sich in den Kampf stürzten, als an die frommen Gefänge Goudimels.

Ein allgemein getragenes Oberkleid unseres Volkes ist noch der „Szür“ (Vodermantel), der aber auch bei den übrigen Volksstämmen des Landes heimisch ist. Sein Stoff ist das aus rauher Schafwolle gewebte sogenannte Szür-Tuch. Seine Abarten sind: der bis zur Leibesmitte reichende „Szür-Dolmány“ ohne jeglichen Schmuck, in den südlichen Comitaten von Kindern und bei Regenwetter auch von Frauen getragen, dann der „Kapuzen-Szür“, der „Szür-Kragen“, „Szür-Mantel“ und „Schweinehirten-Szür“ (kanász-szür). Der „alte (das heißt lange) Szür“, der sackförmig geschnitten ohne jeden Aufpuß bis unters Knie reicht, gehört für ältere Männer; die „Szür-Tasche“ dagegen, welche kaum bis zum Knie reicht und, soweit es der Stoff zuläßt, einen Taillenschnitt hat, wird in Gegenden, wo auch die Suba zu Hause ist, von Männern in den besten Jahren, flott umgeworfen auch als Gala-Oberkleid getragen. Die Erklärung dafür liegt in dem Anständigkeitsgefühl ihrer Träger. Die Suba nämlich ist das Gewand der Ruhe und des Festtags; man kann sie anlegen, um in die Kirche, auf die Brautwerbung, Brautschau, in die Rathsverammlung u. s. w. zu gehen, vor einen Höhergestellten aber tritt man nicht in der Suba, weil es sich nicht schickt, sie in ein Herrenzimmer mitzunehmen. Im Hemd oder Westenleibchen kann man da auch nicht eintreten, wenn man nicht etwa für einen Sträfling oder Knecht gehalten werden will. Daher ist der Szür der Galarock. Und in der That spielt der Mann aus der Donau-Sárföz-Gegend mit seiner hohen aufrechten Gestalt, wenn er seine Korduanstiefel über die schwarzen Beinkleider gezogen und die schwarze Weste mit den Stahlknöpfen angethan hat, den weißen, schneeblassen Szür sich leicht um die Schultern wirft und sich das fecke runde Hütchen aufs Haupt drückt, keine zu verachtende Figur.

Als einen Theil der allgemeinen Volkstracht kann man noch das — Rasiren betrachten. „Ohne Schnurrbart kein Magyar“, sagt das Volkslied, das aber nicht anders citirt wird, als mit dem Nachdruck auf dem zweiten Worte, gleichsam um auf den hinzugedachten Nachsatz zu verweisen: „nicht aber ohne Bart“. In der That gilt der Vollbart bei dem Magyaren als Herren-Äfferei oder Cynismus oder Demagogenthum,



ja mitunter geradezu als Zeichen eines zerrütteten Vermögens oder Verstandes. Gegen den Backenbart jedoch sträubt er sich nicht, und der Kreisbart vollends, der die Ehrbarkeit des Antlitzes hebt und Kossuth-Bart heißt, ist geradezu beliebt.

Die bisher geschilderte Tracht, das heißt die aufgezählten Kleidungsstücke in ihrer unveränderten Form vereint, kann man nur an wenigen Orten als harmonisches Ganze finden. In den Comitaten der oberen Donau, in den Umgebungen der Hauptstadt und in den großen Alföld-Städten bis zu den östlichen Grenzen hin hat sich die Volkstracht in eine sogenannte „städtische, halb herrenmäßige“ Kleidung verwandelt. Die Suba wird stark bedrängt durch den dunklen oder grauen runden Mantel, der Szür durch die Bunda, den „Befecs“ (kurzen Pelzrock) und den blauen Dolmány, das weite, flatternde Linnenbeinkleid durch die in Norduanstiefel hineingezogene enge ungarische Hose, so daß nur im Schnitt und in der Art, das Gewand zu tragen, noch das magyrische Wesen zu Tage tritt. Der kleine runde Filzhut ist unberührt geblieben, desgleichen die Weste, an deren dichten Reihen zinnerner oder silberner Knöpfe beim Bescheidtrunk das geleerte Glas mit fröhlichem Klang entlang geschauert wird. Die weibliche Tracht hat in diesen Gegenden noch größere Wandlungen erlebt. Das „ingváll“ (Ärmelhemd), das den strammen Wuchs, die schlanke Taille, die Fülle der Schultern und die Geschmeidigkeit der Bewegungen hervorhob, ist durch Taillenkleider von Pflückerhand verdeckt.

Erwähnung verdient noch der Regenschirm, in manchen Gegenden der unzertrennliche Gefährte von Männlein und Weiblein, besonders bei einer Reise nach der Stadt; er wird freilich nur nach dem Wortlaut als Schirm gegen den Regen benutzt, als Schattenspender niemals. Man trägt ihn stets um die Mitte gefaßt, theils weil man nicht als Nachäffer der Herrenart erscheinen will, theils weil die an kräftigere Griffe gewöhnten Hände mit der schwachen Handhabe nichts Rechtes anzufangen wissen.

Beständigkeit der Tracht findet sich nur bei den Hirtenleuten. Der gulyás (Rinderhirt) und der csikós (Pferdehirt) in seinem Szür, mit seiner kurzgestielten Heßpeitsche (dem „karikás“), auf seinem ungefattelten Pferde, ist heute noch der nämliche, der er immer gewesen. Auch der juhász (Schafhirt) mit seinem runden Kegelhut, in der herausgestülpten oder aufgesteckten Suba, mit seinen weißen Schäferhunden und unter ihnen dem anstelligen „puli“, in der Hand den langen Stab mit dem eisernen Haken und die Hirtenpfeife (tilinkó), am Halfter sein wohl ausgerüstetes Gelein, auch den Flechtkorb für die Wanderschaft nicht zu vergessen und die unnachahmlichen Schnurren in seinem Kopfe, ist immer noch der alte. Und der kanász (Schweinehirt) in seinem Besprémer Szür, die blinkende Axt in der Hand, den pilzförmigen vargánya-Hut auf dem Kopfe, den trohigen, wilden, harten Blick im Auge, ist auch derselbe wie ehemals. Nur ist da eine kleine Unterscheidung zu machen. Die beiden letzteren Typen von Hirten werden durch das Wasser



der Donau in allen Stücken sozusagen mit einander vertauscht. Diesseits der Donau, im Alföld, ist der juhász der strammste, feckste, herausforderndste, pfiffigste, findigste und zähste, der kanász aber der unbeholfenste, einfältigste, harmloseste, unterthänigste. Jenseits der Donau ist gerade das Umgekehrte der Fall.

Die ungarische Volkstracht besitzt auch noch einige Varianten, die ihre Urwüchsigkeit rein bewahrt haben und einer besonderen Schilderung würdig sind, so die Trachten der Székler und Kalotafeger, der Palóczen in Borjod und Heves, der Fazyger, der Waizner Gegend, des Mátjuslandes, der Eisenburg-Zalaer Bevölkerung, der Drmánáság, Donau-Sárföz u. s. w. Jeder einzelnen soll passenden Ortes gedacht werden, vorderhand wollen wir bloß die beiden letzteren vorführen. Die eine ist weiß, die andere bunt, aber obgleich sie wie Gegensätze erscheinen, deutet doch Vieles darauf hin, daß beide Stämme, wie in Sprache, Gestalt, Neigungen und Belustigungen, auch in der Tracht Verwandte sind.

Längs der Drau, von Csurgó bis Berzencze, fast bis Eßegg hinab und von da am rechten, ja an einer Stelle auch am linken Ufer der Donau hinauf bis Szegbárd wohnt in etwa zweihundert Dörfern dieser besondere Schlag des magyariischen Volkes, den man, hauptsächlich nach den charakteristischen Ärmelhenden der Frauen, als „Weißmagyaren“ bezeichnen könnte und dessen originellste Ausprägung in der Volkstracht der „Drmánáság“ zu erblicken ist. Hierher sind auch noch vier altmagyariische Gemeinden Slavoniens zu rechnen. Die weibliche Volkstracht der Drmánáság ist der von Kalotafeg vielfach ähnlich, aber einfacher als diese.

In jedem Hause der zweihundert Dörfer ist der Webstuhl zu finden. In jeder Wirtschaft schaltet die Frau über ein Viertel bis zwei Viertel Hanfacker. Der Ertrag desselben wird zur Zeit der Fliederblüte gesponnen („steht Flieder in Pracht, der Rocken kracht“) und um Georgi gewebt. Am St. Georgstag wird der Webstuhl bei Seite gestellt und ein Haus, in dem auch noch später das Schifflein poltert, wird von der Nachbarschaft ordentlich gehehelt. („Der Frühling ist vor der Thür, bei Muhme Sári quaken schon die Frösche“, das heißt: klappt das Schifflein.) Steigt die Frau endlich vom Webstuhl herab, fühlt sie sich nicht wenig mitgenommen. Das Mädchenvolk setzt sich nur dann und wann hinauf, um es bei Zeiten zu erlernen. Dieser Volksstamm behandelt den jungen Nachwuchs mit besonderer Schonung und gestattet ihm keinerlei Arbeit, die ihn in der Entwicklung beeinträchtigen könnte. Daher kann sich das junge Volk stets weiß, in reine, frischgewaschene Wäsche kleiden, das des Häuslers ebensogut, ja zuweilen noch schöner, als das des Sessionsbesitzers. Das hängt eben vom Fleiße der Einzelnen ab. Und doch hat dieses Weiß einen großen Feind, besonders in der Somogy, um Szigetvár herum, nämlich den Rauch. Einen Schornstein haben die auf Grundpfosten gebauten Häuser nicht, so daß der Küchenrauch das ganze Haus durchzieht und besonders auch die Kleider



der Einwohner durchzieht. Darum ist ihr Weißzeug von zweierlei Art: das „reine“ (für Festtage) und das „räucherige“ (für den Alltag), worunter aber beileibe kein „rußiges“, das heißt schmutziges zu verstehen ist. Im räucherigen Gewand darf man einhergehen, im schmutzigen nicht.

Je mehr man sich, dem Laufe der Drau folgend, Szigetvár nähert, desto weißer wird die Tracht, aber nur längs des Flusses, denn zwei Meilen vom Ufer landeinwärts beginnt schon die Farbe zu blühen und die Felder sprenkeln sich roth. Auf dem Szür, den die Männer über die eine Schulter werfen, schimmert zwar noch rothes Tuch, ist aber schmaler geworden. Das Haar ist noch hier und da in der Mitte getheilt und beschattet, in seiner vollen Länge belassen, Schultern und Rücken; nur die Locken längs der Schläfe sind in künstliche Knoten gebunden, eine heidnische Haartracht, gegen welche das Somogyer Comitát in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts einen förmlichen Ausrottungskrieg unternommen hat, obgleich selbst vornehme Männer, unter ihnen der Dichter Ádam Horváth, die Haarknoten trugen. Die Frauen tragen das weiße Ärmelhemd (ingváll) und einen hoch über der Hüfte anschließenden Rock (bikla) aus Hausleinwand; davor eine braungeblumte Schürze, auf dem Kopfe ein steifes kegelförmiges Häubchen, mit schwarzer Seide überzogen. Es ist etwas in dieser Tracht, was an die Nachahmung altgriechischer Moden in den Pariser Septembertagen erinnert. (So sah es wenigstens vor dreißig bis vierzig Jahren aus, seitdem hat auch hier der Luxus und mit ihm die Verarmung an Raum gewonnen.)

Verläßt man Szigetvár und betritt die Ormánág, so findet man in den an die Drau stoßenden Waldungen des Baranyaer Comitats von Szigetvár bis Siskós die vierzig bis fünfzig Dörfer der Ormánág, wo „das Volk sich weiß trägt“. Die Kleidung der Männer besteht aus dem schon bekannten Weißzeug magyarischen Gepräges, aber nicht so verschwenderisch weitfaltig und auch nicht so kurz, wie oben angegeben worden. Alles ist einfach. Ihr Oberkleid ist ein weißer „alter (das heißt langer) Szür“, wie ein Sack gerade geschnitten, bescheiden verziert. Sie tragen ihn auch nicht kokett auf die eine Schulter geworfen, wie in der Somogy gebräuchlich, und auch die Hand faßt statt des Beiles höchstens einen langen, dünnen, glatten Knotenstock, nicht zu kriegerischen Zwecken, sondern lediglich weil sich das ziemt. Statt des schweren, einem Helm kaum nachgebenden Hute der Somogyer sehen wir da den leichten Tuchhut, dem bei ledigen Burschen selten sein Blumenstrauß fehlt. Um den Hals endlich ist der unvermeidliche Schnappsack gehängt, nur für Lebensmittel, denn werthvollere Gegenstände pflegt man im Szür-Armel unterzubringen. Es braucht nicht einmal eigens versichert zu werden, daß das junge Mannsvolk, ein schöner, strammer Schlag, von der Einfachheit der Väter abweichend auch hier seine Gala hat und es darin allen Burschen des Landes gleich thut, nur mit dem einzigen



Unterschied vielleicht, daß es, seiner ruhigen Gemüthsart entsprechend, keinerlei gefährliches Werkzeug an sich trägt. Auch der Schauplatz seiner Lustbarkeiten ist die grüne Wiese und nicht das Wirthshaus.

Das oft erwähnte „Weiß“ ist indeß hauptsächlich in der Frauentracht zur Alleinherrschaft gelangt. Das Ärmelhemd, ganz anders geschnitten als anderwärts, umschließt mit rothem Band kunstfertig gefältelt den Hals, von wo seine Falten, in geometrischer Progression sich verbreiternd, bis an die Hüfte herabgehen, wo dann das leichte, schaumartige Batistgewebe, ein weißer spizenähnlicher Stoff, „tilang“ (aus tulle anglaise) genannt und mit weißen Blumen durchwirkt, welche wie alle anderen eingewebten Blumen „mestörke“ (Meisterchen) heißen, durch den Rockgürtel an die Taille geschlossen wird. Der Rock, den sie „kebeé“ (gleichbedeutend mit kebel, Busen) nennen und der, gleichfalls aus Batiststoff genäht, durch seinen Faltenreichtum der Haltung etwas Schmuckes, Gefälliges verleiht, ist bei jüngeren Personen recht kurz, aber nicht bis zum Übermaß. Ein weißes Ärmelhemd mit kurzen Ärmeln, welche, über dem Ellbogen mit einem Band gebunden, in einem handbreiten, mehrfach gefalteten, mit Perlen und Spizen verzierten Bande endigen, dann ein weißer Rock (kebeé), an Festtagen eine geblumte seidene, an Werktagen eine kleine, einfach rothe Schürze, ehemals rothe Stiefel, heutigentags schwarze Schuhe, endlich um den Hals ein Paar Korallenschüre: das ist die an griechische Statuen erinnernde Tracht eines Mädchens aus der Ormánság.

Die Heirat ändert kaum etwas an diesem Costüm; höchstens wird das Haar, das bisher mit Band durchflochten in einer Flechte bis auf die Taille niederfiel, zum Theil abgesehritten, das übrige aber aufgesteckt und mit einer „Weinblatthaube“ (weinblattförmige perlengeschmückte Bandschleife) bedeckt, über die sich ein weiter weißer Schleier legt. Dieser Schleier wird vielfach auf viereckigen Pappendeckel befestigt und beschattet unter dem Namen „hátravetó“ (etwa „Rückwurf“) den Kopf, fast wie bei den Italienerinnen. Auch bei der Sommerarbeit ist dies der Gesichtsschutz. Wie viele kleine stufenweise Veränderungen hat aber diese Kleidung durchzumachen, bis die junge Frau Mutter wird! Die glatte oder geblumte, aber immer weißgeblumte Batistleinwand oder den oft sehr zarten, illusionartigen Stoff des Rockes verdrängt um das dreißigste Lebensjahr eine feine, reine Leinwand; aber wenn auch der Stoff ein anderer geworden, Farbe und Faltenwurf sind die gleichen geblieben. Später nimmt die Leinwand eine blasse Havanahfarbe an, wird um ein paar Fingerbreiten länger und seine Falten verflachen sich unter dem Plätteisen. Um das vierzigste oder fünfzigste Jahr kommt Flachs- und nach dem fünfzigsten Hanfleinwand an die Reihe, immer aber von tadelloser Weiße. In derselben Stufenfolge verliert auch die rothe Schürze ihre Farbe; sie ist erst bräunlich, dunkel geblümt, später kommen einfarbige braune und dunkelblaue Nattunstoffe in Verwendung,



Seide nie. Und ebenso verliert und vereinfacht das Weinblatt seine Farbe, indem es erst braun, schließlich schwarz wird. Was den Kopfschleier betrifft, der das ganze Antlitz der jungen Frau bedeckt, ohne es unsichtbar zu machen, so weicht er nach sechs bis acht Jahren einem großen weißen Batisttuche, welches die Stirne und das halbe Kinn der Frau verhüllt; dieses Tuch behält sie bis zu ihrem Tode, jedoch mit den Änderungen, daß sie in dem Maße, wie sie älter wird, mit demselben nicht nur ihre ganze Stirne, sondern auch den Mund bedeckt, so daß nur Nase und Augen sichtbar bleiben. Dies mag aus Gesundheitsrücksichten geschehen; ja es ist gewiß der Grund, denn nicht nur die Älteren, auch die Jüngeren pflegen ihre Lunge unterwegs oder bei der Arbeit vor Staub und Luft zu schützen. Es soll dies ein Überbleibsel türkischer Sitte sein, doch ist zu merken, daß die Türken nur selten in diese Gegend gelangten, ihre Frauen aber gar nicht, welche diese Mode bei dem modelosen Volke hätten heimisch machen können. Eher ließe sich die Sitte auf die Katharer oder Patarener und noch viel leichter auf die Bibel zurückführen, sammt der ganzen weißen Kleidung und jenen Blumen, welche die Frauen auf dem Kirchengang in ihren Händen tragen, was Alles an die Linnenkleider und Palmenzweige der Apokalypse erinnert. So ist die ganze Tracht, mit einziger Ausnahme jenes rothen Schürzleins, weiß und bleibt auch weiß. Zu bemerken ist noch, daß die Kirchenkleider durchaus bei keiner anderen Gelegenheit (Unterhaltung, Jahrmarkt, Hochzeit) angethan werden.

Sogar ihre Trauer ist weiß und unterscheidet sich vom Festtagskleid nur darin, daß statt der Batistleinwand ungebleichte Hausleinwand (der biblische „Sack“) angelegt wird, also das „räucherige“, aber doch reine Gewand. Diese Trauer wird nicht nur in den Fällen, welche der Wortsinn bezeichnet, getragen. Trauer trägt, wessen Sohn oder Mann beim Militär steht oder im Gefängniß sitzt. Trauer trägt von Kindesbeinen bis an sein Ende Jeder, der mit einem augenfälligen Körpergebrechen behaftet ist. Ein solcher geht an keinen öffentlichen Ort, mit Ausnahme der Kirche, mischt sich nicht in die Spiele der Anderen und geht, wenn er ledig das dreißigste Jahr überschritten und auf die Ehe verzichtet hat, zum Geistlichen, damit dieser ihm „die Haube gebe“ und in der Kirche in der Reihe der Frauen zu sitzen gestatte. Bei diesem vielen Weiß müssen aber die Wangen roth, das Haar schwarz und auch die Augenbrauen schwarz, und zwar bogenförmig sein, sonst hat das Mädchen von Glück zu sagen, wenn es mit Flachshaar und Kornblumen-  
 augen nicht sitzen bleibt. Diese Eigenschaften sind auch nicht häufig, desto gewöhnlicher aber sind neben schwarzem Auge und Haar milchweiße, zart röthliche Wangen. Sind letztere nicht von der Natur freiwillig beige-steuert, so werden sie mittelst einiger Schminke erzwungen. Wir haben bereits erwähnt, daß das Schickslichkeitsgefühl des Magyaren ihm nicht gestattet, das Schlechte beim Namen zu nennen; in seinem Wörterbuch gibt es keine Räuber, sondern arme Bursche, keine Deserteurs, sondern „Geschorene“, keinen Teufel,



sondern nur „die Bösen“. Das Volk der Drmánšág aber thut es in dieser Art von Schicklichkeit jedem anderen zuvor. Es kennt in seiner Sprache keine Schminke, nur „Röthe“, die Frau schminkt sich nicht, sondern „röthet“ sich nur, was etwas ganz Anderes ist. Dies ist ja auch nach seinen Begriffen gar keine Schande, denn das Weibsvolk ist verpflichtet in makelloser Reinheit einherzugehen, wodurch sonst aber sollte es, nachdem es sich die ganze Woche von der Sonne das Antlitz hatte bräunen lassen, dasselbe wieder mit seinem Festtagskleide in Einklang bringen? Dazu gehört die „Röthe“, nicht aus Koketterie, sondern aus gutem Geschmack. „Die Übermüthige! Nicht einmal die Mühe nimmt sie sich, daß sie sich ein wenig herrichtet, wenn sie unter Leute geht!“ Aber was in dieser Hinsicht in der Drmánšág als schicklich gilt, das ist anderwärts und besonders im ganzen großen Alföld — unschicklich.

Ein erwähnenswerthes Stück ist noch jenes zwei Meter lange und ein Meter breite, mit rothen Streifen gesäumte, im Hause gewebte Übertuch („abrosz“, im Eisenburger Comitat mit eigener Bezeichnung „kóczöle“), welches für die Frau aus der Drmánšág fast so viel bedeutet, wie für den Mann im Alföld die Suba oder für den Reisenden der Plaid. Dies ist ihr Schutzmittel gegen Regen und Kälte, Staub und Mücken, es ist Bett und Windel ihres Kleinen auf dem Felde, es dient zur Umwicklung jeder in der Hand getragenen Last und zur Bedeckung des großen, runden, zweihenkeligen Scheffelkorbes, den sie auf dem Kopfe erhebt und, ohne daß es ihr Mühe macht, auf große Entfernungen trägt, bergauf bergab, mit einer Sicherheit, daß er nie in die geringste Schwankung geräth, obgleich sie es nie mit der Hand unterstützt. Besonders aber stolpert sie damit niemals, denn wem dies passiert, der wird es ewig als Schmach nachgesagt. Einen Schubkarren vor sich herzuschieben, einen Rucksack zu schleppen oder einen doppelten Kober auf der Schulter oder ein Bündel auf dem Rücken, dazu wäre eine Frau aus der Drmánšág und überhaupt der ganze Stamm längs der Drau, zu dem sie gehört, unter allen Umständen zu stolz. Das paßt für Mägde, und sie ist keine Magd. Der Scheffelkorb ist ihre Glorie, er sichert ihr den geraden Gang und die aufrechte Haltung, er ist aber auch Schuld daran, daß ihre Halsmuskeln sich vor der Zeit ansehnlich verdicken.

Von Fünfkirchen südlich zur Drau hinab läuft pfeilgerade die Fünfkirchen-slavonische Landstraße. Ein Abschnitt derselben, der zwischen Turony und Harkány, ist die Grenzlinie, welche die Tracht scheidet. An dieser Straße macht die Frau aus dem Drmánšág Halt und sagt: „Wir tragen uns weiß, die dort bunt; wir tragen den kebeé (Rock), die dort den Kittel“. Bunt! In der That beginnt da die bunte Welt, die seidene, sammtene, tuchene, der Luxus mit Buda und Befečs (langer, beziehentlich kurzer Pelzrock) und setzt sich selbstvergeffen längs des rechten Donau-Ufers fort, von Esseg hinauf bis Mohács. Oberhalb Mohács, in den großen Gemeinden der Donau-Sárföz bis Kalocsa-Szegvár, erscheint



das weiße Ärmelhemd wieder — ein wahres Meisterwerk — umfassen vom Seidentüchlein, das vor der Brust geknotet ist, und an der Taille festgehalten durch den farbigen Gürtel des Rockes. Uranfiedler wohnen da, über die am Ende des vorigen Jahrhunderts Pater Ubalbus einem baierischen Bischof folgende Schilderung sandte: „Homines hunnotataricae originis, apprime naturam hungaricam exprimunt. Mares pellibus, foeminae cannabinis, diversis jabolicis coloribus imbutis incedunt.“ (Ein hunnisch-tatarischer Stamm, der die ungarische Natur wahrhaft ausprägt. Die Männer gehen in Thierfellen, die Frauen in Leinwand, welche mit verschiedenen teuflischen Farben gefärbt ist, einher.)

Er hatte Recht, was die Tracht betrifft. Der mit rothen Saffianblumen benähte Ködmön (Lederwams) diente Mann und Weib als gewöhnliches Winterkleid; das Galakleid war bei dem Manne ein rein weißer, kurzer Szür-Rock von schönem Schnitt, lose umgehängt, im Übrigen schwarzes Tuch, schwarze Stiefeln und runder Filzhut. Charakteristischer als diese Tracht ist das alte, aber auch jetzt noch allgemein gebräuchliche weite, noch nicht bis zur halben Wade reichende Linnenbeinkleid bei den Burjschen. Ebenso kurze, flotte, farbige Röcke (hokor ugrös) trägt die weibliche Jugend. Den Kopf bekränzen die Mädchen mit einem perlenbesetzten Jungfernkranz, von dem auf Stirne und Schläfe blaue und rothe Bänder niederflattern. Nach der Hochzeit tritt an die Stelle des Jungfernkranzes (párta) ein nebartiges Häubchen, das sich wie eine halbe Melonenschale über den Vorderkopf legt, und auch die farbigen Bänder flattern jetzt nicht mehr vorne, wie in der Mädchenzeit, sondern vom Rückentheile der Haube auf den Hals hinab. Den Kopf überwallt ein breiter, weitschichtiger Schleier (Deckel) und die neugebackenen Weibchen stecken ihn mittelst großer Stecknadeln, deren farbige Glasknöpfe eine Krone bilden, an der Stelle fest, wo früher die „párta“ schimmerte. Was die zierlichen Füße betrifft, so kämpft um sie der fremdländische Sammtschuh mit dem einheimischen rothen Stiefel einen Kampf auf Leben und Tod. Stiefel und Schuhe aber haben hohe Hacken und im Absatz verborgen eine kleine „Schelle“ (Mädchensporen). Reizend klingen die vielen kleinen Dinger, wenn auf dem grünen Tanzplatz zu Decs oder Esanád die Mädchen zu Hunderten ihre Reigen schlingen.

Das wäre denn die Volkstracht einiger Gegenden. Es ist jedoch beinahe unmöglich, die Variationen der ungarischen Volkstracht in ein erschöpfendes System zu fassen; auch die Geseze unseres Tanzes und der Rhythmus unserer Volkslieder widerstreben ja solchem Zwange. Der Zweck unserer Darstellung war es nicht, die ungarische Volksmode zu behandeln, welche dem Wechsel unterworfen ist, sondern die Volkstracht, welche sich auf Grund feststehender Motive entwickelt. Wir suchten die Volkstracht nicht in den volkreichen Städten des Alföld, deren Bevölkerung infolge zunehmenden Wohlstandes, wachsender Bildung und fortwährender Berührung mit anderen Racen und Classen unwissentlich,



aber unausgesetzt ihre Kleidung ändert, sondern in den Dörfern, bei den Hörigen von einst, und zwar — wenn wir uns einer Analogie bedienen dürfen — nach Linnés System in der Blüte, bei der Jugend nämlich, und gerade in deren Blütezeit, wenn sie das Festgewand anlegt. Welche Abwechslung der Farben, Stoffe und Verzierungen, von der in seidene Blütenblätter gehüllten jazygischen Rose bis zur Lilie der Ormánáság in ihrem batistenen Weiß, — oder von der an Silberketten baumelnden „Mente“ des Burschen von der Schütt-Insel bis zum schnurenumhangenen Dolmány des Székler Jünglings, — und doch welche Gleichmäßigkeit im Schnitt und in der Art, das Kleid zu tragen! Das ist wie die verschiedenen Regimenter einer großen Armee mit ihren verschiedenen Aufschlägen und Knöpfen, aber mit gleichmäßiger Bewaffnung und einheitlicher Uniform. Oder wie ein großer Teppichgarten, wo die Abwechslung in der Gruppierung des Gleichförmigen besteht und selbst die arme Kessel schön ist an dem Pláze, wohin sie gehört.

